

Heimat verdummt, wenn man nur eine hat!

Wie können die Konfessionen voneinander lernen?

1. Die Zeit der Einstimmigkeit

Ich bin einem damals rein katholischen Dorf an der Saar geboren. Es gab nur den einen religiösen Entwurf – den katholischen. Die wenigen Protestanten störten die Einstimmigkeit nicht. Man kannte nur sich selber und die eigene religiöse Tradition, und so lebten wir in ungebrochener Selbstverständlichkeit und in gefährlicher Ungestörtheit. Man konnte nicht mehr lernen als sich selber. Insofern war es eine Landschaft ständiger Selbstwiederholung. Leicht konnte man sich selber, die eigene Denkungsart, die eigene Lebensweise und den Weltentwurf für absolut halten, weil wir keinen anderen kannten. Wie kannten den reinigenden Zweifel nicht, der da entsteht, wo man mehr wahrnimmt als sich selber. Wir konnten uns selber nur schwer erkennen, weil wir den Widerstand der Fremden nicht hatten. Man wächst nur, wo einem die Welt als andere und fremde gegenübertritt. Wir hatten unangefochtene Urteile über »die Protestanten«. Dieses Haus, das sich mit keinen anderen Häusern vergleichen musste, barg uns. Wir wussten ohne Irritation, was zu glauben und von der Welt zu halten war. Wir wussten, was zu tun war (wenn wir auch nicht immer taten, was zu tun war). Es gab kein Zögern, wir mussten nicht viel überlegen, denn es war alles überlegt, gesagt und aufgeschrieben. Die Menschen waren geborgen und gefangen in der Einstimmigkeit. Wir konnten uns selber nicht lernen, weil wir zu gut wussten, wer wir waren. Wir waren Teil eines Ganzen, das uns immer schon definiert hatte. Nur langsam und mit Schmerzen haben wir uns als junge Menschen hinausgewunden aus den verhängten Denk- und Lebensweisen. Was ich beschreibe, war nicht nur »katholisch«, es war auch das Dorf, das vom Verkehr abgeschnitten war, in dem man immobil war und in dem es keine Fremden gab. Das Dorf mit seiner nur sich selbst kennenden Absolutheit und die Art des Katholizismus dort spielten sich in die Hände und glichen einander in ihren Lebensweisen. Und darum wird es wohl ähnlich zugegangen sein in rein protestantischen dörflichen Gemeinden.

Der Geist dieses katholischen Dorfes war autoritär. Aber die Autorität lag draußen, in der unbefragten römischen Lehre, im Priester, der sie kundtat, in der Tradition. Diese Instanzen waren wenig verinnerlicht. Autoritäten, die draußen liegen, kann man leichter und skrupelloser beschießen als die Autoritäten, die sich im eigenen Gewissen eingenistet

haben. Dies gilt zumindest für die Männer, die Frauen haben in dieser Situation wohl viel mehr gelitten. In vielem wäre ein protestantisches Dorf dem katholischen ähnlich gewesen. Die Autoritäten allerdings hätte man anders ins eigene Gewissen genommen, darum war ihnen schwerer zu entkommen. So vermute ich, dass das Leiden in einem evangelischen Dorf keineswegs geringer war.

2. Der Verlust der eigenen Stimme

Über die Gefahr in meinem alten Dorf kann man sich schnell einigen: Wir kannten uns nicht, weil wir nur uns kannten. Wir konnten nichts voneinander lernen, weil wir unfähig waren, auf unsere eigene Absolutheit zu verzichten. Es gibt eine neue Gefahr: Man kann nichts voneinander lernen, weil man sich selber nicht kennt. Ich erinnere mich an den Studenten, der zu spät ins theologische Seminar kam mit der Entschuldigung, er sei noch bei seinem Meister in der indianischen Schwitzhütte gewesen. Er kündigte zugleich seinen raschen Abgang an, weil er noch zu einem Sufiseminar müsse. Nichts gegen den indianischen Meister und schon gar nichts gegen die Sufis! Aber alles gegen eine Flanierattitude, flüchtiger Gast hier und dort zu sein und dabei die eigene Herkunft kaum zu kennen. Lernen kann man nur am Anderen und von Anderen, wenn man eine Herkunft hat und diese am Fremden und an seinem Widerstand misst. Erst dann kann uns das fremde Andere zur geläuterten Eigentümlichkeit verhelfen. Das etwa ist mein Problem mit dem Hamburger Modell eines »Religionsunterricht für alle«. Kinder sollen miteinander reden, ehe sie eine Stimme haben. Nicht selten wird religiöser Dialog so zu einem Geplapper von Stimmlosen. Ich kann einen Anderen in seiner Eigenart und in seiner Begabung erst erkennen, wenn ich ihn von einem Standpunkt aus ansehe. Erkennen ist etwas Anderes als zur Kenntnis nehmen. Zur Kenntnis kann ich dies und das und vieles nehmen. Ich platziere das verschieden nebeneinander, und ich arbeite mich nicht an ihm ab. D.h. ich halte keine Zwiesprache mit ihm (das Wort Dialog benutze ich vorläufig nicht mehr), ich streite mich nicht mit ihm, und ich lerne nicht, das Fremde zu lieben und zu achten. Ich werde nicht Subjekt am Fremden, sondern ich erschöpfe mich in der Addition der religiösen Phänomene. Ich lerne keine Optionen.

Was wünsche ich mir also für die Begegnung der Konfessionen? Ein Wunsch: Sie sollen getrennt, deutlich und als solche erkennbar bleiben. Ich halte nichts von einer Vereinigung der Kirchen. Wenn wir die Wahnvorstellung überwunden haben, wir seien substantiell getrennt und dürften nicht miteinander das Brot nehmen, dann wünsche ich mir, der Dialekt einer jeden soll kenntlich sein. Es gibt das Christentum in großen historischen Dialekten, und diese Verschiedenheit ist seine Stärke. Es sind Charismen, die sich herausgebildet haben, und indem sich diese Charismen aneinander stoßen, lernen wir. Ich wünsche mir also die

Kargheit der Reformierten und die Fülle des Katholizismus, um zwei entfernte Pole zu nennen. Ich weiß auch, dass ein Charisma Stärke und Komik zugleich ist. Deshalb sind sie ja aufeinander angewiesen. Die Kargheit der Reformierten behütet die wundervolle und lebensrettende Überlieferung des Bilderverbots. Der Reichtum der Katholiken ehrt die Geste und die Leibhaftigkeit von Religion. Wie komisch wäre die reine Kargheit, und wie gefährlich ist die reine Bilderfülle. Die Gefahr des Letzteren kennen wir spätestens seit dem Tod des alten und der Inauguration des neuen Papstes. Der Streit zwischen den beiden rettet die Wahrheit. Aber es ist der Streit der Geschwister, die miteinander ein Fundament haben und miteinander das Brot teilen. Eine gewisse Angleichung wird sich natürlich ergeben, wenn die Konfessionen sich nicht mehr als feindliche Geschwister betrachten. Vielleicht wird der protestantische Talar etwas bunter, und vielleicht werden die violetten Söckchen der Kardinäle etwas weniger wichtig.

Was wünsche ich mir unter dieser Prämisse für die Organisation des Religionsunterrichts der Konfessionen? Mir leuchtet – aus pragmatischen Gründen – ein Konfessionen übergreifender Unterricht eher ein. Ich halte es für unsinnig, die drei Protestanten einer Klasse in einer vorrangig katholischen Gegend oder die wenigen Katholiken in protestantischen Regionen eigens zu unterrichten. Irgendwann wird dies der Gesellschaft zu teuer – zu Recht! Warum sollte ich für meine Kinder Angst haben, wenn sie ein katholischer Theologe unterrichtet? Jedenfalls habe ich davor weniger Angst, als wenn sie ein evangelikaler protestantischer Kollege unterrichtet. Aber ich gebe zu, dass ich mir, wo die Organisationsprobleme nicht übergroß sind, auch einen getrennten Unterricht zu Gunsten einer größeren Deutlichkeit vorstellen kann. Trennungen und Grenzen müssen ja nicht feindlich sein. Wir leiden heute mehr an Grenzlosigkeit als an den alten Überkonturen.

3. Endlichkeit und Geschwisterlichkeit

Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass es ihnen so schwer fällt, sich selber endlich zu denken. Sie sind immer in der Gefahr, sich Gottesprädikate zuzulegen: Sie sind die allein selig machenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil. Sie sind die Wahrheit, und außerhalb von ihnen ist Lüge und Abfall. Unter dieser Annahme kann man vom Anderen nichts lernen. Man weiß ja schon alles. Diese Unfähigkeit, die eigene Grenze zu denken, bedeutet immer die Gefahr, die Welt zu säubern von den Andersheiten, und der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit, denn nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich selber für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren – heute oder morgen. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher und solidarischer Exis-

tenz, so hat es immer wieder Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigene Tradition, Geschichten und Lieder kennt und nicht verschweigt. Ich wünsche mir eine Kirche mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Kirche, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch. Selbstverständlich ist eine solche Kirche eine Missionskirche. Mission heißt zeigen, wer man ist und was man liebt. Man wird auch der, als der man sich zeigt. Gesicht zeigen heißt, Gesicht gewinnen. Eine sich als endlich auffassende Kirche vermag zu lernen und vermag zu lehren. Sie hält sich für irrtumsfähig, und sie hält sich für wahrheitsfähig. Sie hält die anderen für irrtumsfähig, und sie hält sie für wahrheitsfähig. Ich ärgere mich über den inzwischen von kirchlicher Seite, vor allem aber von dem neuen Papst erhobenen Vorwurf des »Relativismus«. Ja, es mag eine optionslose Beliebigkeit geben, gegen die man sich wenden muss. Aber inzwischen habe ich den Eindruck, dass alles, was nicht ins eigene Bild und in die eigene Konzeption passt, mit dem Donnerkeil Relativismus belegt wird. Ja, wir sind relativ, auch wir als Kirchen. Das ist kein Wahrheitsdefätismus. Es ist sehr oft die Lebensrettung für alle, die mit uns leben. Die Geschichte hat bewiesen, dass Köpfe rollen, wo man sich selber nicht relativieren kann.

Dr. Fulbert Steffensky ist Professor (em.) für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg.